

BRIEFWECHSEL MIT DER »LITERARISCHEN WELT«

Den 15. 2. 1930

/II. X

An den

Verlag der Fackel

Wien

Sehr geehrte Herren!

Ich bitte Sie um folgende Nachweise, bzw. Lieferungen:

Erstens: In welcher Nummer der »Fackel« ist der Artikel Liebknichts über Dreyfus erschienen, und können Sie mir diese Nummer, die ich einmal in Händen hatte, aber wieder verloren habe, noch liefern?

Zweitens: In der Fackel ist einmal ein Zitat aus den Briefen oder Tagebüchern Schopenhauers veröffentlicht worden, in welchem Schopenhauer schildert, wie die Kroaten in Frankfurt a. M. im Jahre 1849 auf der Straße gegen die Bevölkerung schießen und dabei auch in das Haus Schopenhauers eindringen, um vom Fenster hinab zu feuern. Schopenhauer teilt in dieser Notiz mit, daß er den kroatischen Soldaten durch seine Magd einen Feldstecher leihen ließ.

Es wird Ihnen an der Hand Ihrer Generalregister zweifellos möglich sein, diese Nummer der »Fackel« nachzuweisen und vielleicht auch nachzuliefern.

Mit dem besten Dank für die gefällige Erledigung dieser Anfrage verbleibe ich

hochachtungsvoll

Willy Haas

18. Februar 1930

An die Literarische Welt

Herrn Willy Haas

Berlin

In Beantwortung Ihres Ersuchens vom 15. II. teilen wir Ihnen mit, daß bei der Fackel im Gegensatz zu den Zeitschriften, bei denen eine strenge Trennung zwischen dem redaktionellen und dem administrativen Teil besteht, so daß in der gleichen Nummer Rezensionen und Annoncen derselben Bücher erscheinen können, inhaltliche und Verlagsangelegenheiten miteinander verbunden sind. Aus diesem Grunde ist es dem Verlag der Fackel, der eben von dem Text der Fackel Kenntnis nimmt, leider nicht möglich, gerade jemandem, der den toten Wilhelm Liebknicht beschuldigt hat, daß er »in Wien« aus Furcht, als Jude erkannt zu wer-

219

ist in der Druckerei kein II. vorhanden, das  
besser in die Zeile paßt. Wenn das der Fall ist,  
wäre es besser, 2. zu drucken, zum es

X den, gegen Dreyfus »gehetzt« habe, und der deshalb in der Fackel getadelt wurde, die Nummern zu »liefern«, die Wilhelm Liebknechts Beiträge enthalten. Zur Vervollständigung Ihres Wissens von diesen Arbeiten wird Ihnen somit nur der Weg zum Antiquar oder in die Staatsbibliothek offen bleiben.

Auf den gleichen Weg möchten wir Sie wegen des Schopenhauer-Zitats verweisen, das mit einem ähnlichen wie dem von Ihnen angegebenen Inhalt tatsächlich einmal in der Fackel, jedenfalls vor dem Kriege, abgedruckt war. Ihre Meinung, daß es uns an der Hand unserer Generalregister »zweifellos möglich sein wird, diese Nummer der Fackel nachzuweisen«, ist irrig. Wir besitzen keinerlei Generalregister – ein solches wird eben erst von Freunden der Fackel ausgearbeitet – und hätten mit der Hervorsuchung des Heftes keine geringere Mühe als Sie selbst. Wir wären aber bereit, uns dieser Mühe für Sie zu unterziehen, wenn Sie uns den Zweck nachweisen wollten, für den Sie das Zitat brauchen. Für einen unterstützungswürdigen Zweck würden wir etwa die Absicht der Enthüllung halten, daß die Fackel, die heute das Andenken der Liebknechts gegen Verunglimpfung schützt, einst ein erzreaktionäres Zitat aus Schopenhauer veröffentlicht hat. Für keinen unterstützungswürdigen Zweck würden wir die Absicht halten, dieses Zitat heute etwa gegen die Bekämpfer der Zörgiebel und Schober zu verwenden. Es liegt uns fern, Ihnen diese Absicht zu imputieren. Sollten Sie aber die andere haben, also die, so etwas wie eine politische Wandlung darzustellen, die die Fackel seit der Vorkriegszeit durchgemacht habe, so wäre es nur ehrlich, diese Absicht uns vor der Ausführung zu bestätigen, da Sie doch wissen müssen, daß deren Maskierung zur administrativen Angelegenheit sie der Aufmerksamkeit der Redaktion der Fackel keineswegs zu entziehen vermöchte. In diesem Fall wären wir, wie gesagt, bereit, das Heft hervorzusuchen, ja Ihr Vorhaben mit weiteren Beispielen einer widerspruchsvollen Haltung aus der Zeit zwischen 1899 und 1929 zu unterstützen, wenngleich es vielleicht am Ende eher noch ge-

lingen könnte, diesen das Bild einer geistigen Einheit abzugewinnen, als es etwa gelingen mag, aus einem gekauften Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität« und einer eingeklebten Photographie das Unikum einer Autorwidmung herzustellen.

Wir fassen also zusammen, daß wir die Auslieferung der Liebknecht-Hefte ablehnen, aber die Hervorsuchung des Hefes mit dem Schopenhauer-Zitat bedingt zusagen – das heißt: wenn Sie uns nach Mitteilung eines rein administrativen Wunsches auch noch mitteilen möchten, was Sie eigentlich von uns wünschen. Zu jeder nur möglichen Erfüllung bereit,

zeichnen wir

Der Verlag der Fackel

Den 26. 2. 1930

II.

An den

Verlag »Die Fackel«

Wien

Ich bekenne mich zu Ihrem Schreiben vom 18. II.

Ich beglückwünsche Sie zunächst zu der Entdeckung, daß bei uns zuweilen in derselben Nummer, wie die redaktionellen Anzeigen gewisser Bücher, auch bezahlte Annoncen derselben Werke erscheinen. Eine Erklärung dieses Umstandes, wenn Sie sich dafür interessieren sollten, wird Ihnen, wie jedermann, gerne gegeben werden.

Hingegen ist meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gewissen anderen Dingen, die Sie in Ihrem Brief berühren, eine Auskunft zu geben, weit geringer. Obgleich auch mir bekannt ist, daß in der »Fackel« zwischen den administrativen und den redaktionellen Funktionen eine enge Verbindung besteht, so scheint sich mir gleichwohl Recht und Pflicht eines Zeitschriftenverlages in der Möglichkeit zu erschöpfen, einen erhaltenen Auftrag entweder auszuführen oder abzulehnen. Ich bin deshalb nicht in der Lage, Ihnen eine Auskunft darüber zu geben, was ich, über den administrativen Wunsch hinaus, gewisse Nummern der »Fackel« geliefert zu bekommen, mit diesen Nummern eigentlich anfangen will. Doch nehmen Sie mit Grund an, daß ich den Bekämpfern der Zörgiebels und Schobers nicht in die Arme fallen will – ich täte es auch dann nicht, wenn mein öffentlicher Einfluß dazu ausreichte. Vielleicht genügt Ihnen diese einfache Information, um sich der von Ihnen erbetenen Bemühung zu unterziehen. Sollte übrigens Ihr Brief von der Befürchtung diktiert sein, ich könnte die Weigerung des Verlages, mir die betreffende Nummer der »Fackel«

X

zu liefern, als den Wunsch des Herausgebers auslegen, eine Kontrolle seiner publizistischen Tätigkeit zu erschweren: so erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß mir eine derartige Unterstellung immer ferne gelegen hat. Ich würde Ihnen also auch aus Ihrer sachlich begründeten Weigerung keinen Vorwurf machen können.

Bin ich also grundsätzlich nicht geneigt, gerade Ihnen, d. h. dem Verlag, eine Auskunft über meine Absichten mit dieser Nummer der »Fackel« zu geben, so bedeutet das keineswegs, daß ich nicht irgendeiner Privatperson, z. B. dem Herausgeber der »Fackel«, wenn er sich etwa dafür interessierte, diese Auskunft geben würde: denn meine Absichten sind keineswegs geheim, Jedermann kann sie erfahren.

Ebensowenig bin ich geneigt, in einem Brief an den Verlag auf die Angelegenheit des angeblichen »Widmungsexemplares« einzugehen. Ich bin in dieser Sache nur Karl Kraus persönlich Rechenschaft schuldig, sei es, daß er privat diese Rechenschaft fordert, sei es, daß er mir öffentlich eine Irreführung vorwirft. Ich werde ihm in beiden Fällen – im ersten Fall privat, im zweiten Fall öffentlich – mit einer Aufklärung dienen können. Doch gestehe ich, daß mir jede dieser beiden Möglichkeiten lieber wäre, als die unkontrollierten und unkontrollierbaren Gerüchte, die sich an einen Tatbestand geknüpft zu haben scheinen.

Da ich übrigens für den Text eines Briefes, der so tief in persönliche Umstände greift, eine bestimmte körperliche Person, nicht aber eine juristische Person, verantwortlich zu machen wünsche, so bin ich gezwungen, derartige Briefe von Ihnen, wenn sie nicht irgendeine persönliche Unterschrift tragen, in Hinkunft ungelesen zurückzusenden.

Willy Haas

1. März 1930

An die

Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H.

Herrn Willy Haas

Berlin

Da Sie für den Text eines Briefes, der so tief in persönliche Umstände greift, »eine bestimmte körperliche Person, nicht aber eine juristische Person verantwortlich zu machen wünschen«, so teilen wir Ihnen mit, daß für die Briefe, die vom Verlag der Fackel unterzeichnet sind – der Ihnen bloß als moralische Person gegenübertreten wollte –, der Herausgeber der Fackel, Herr Karl Kraus verantwortlich ist und die Verantwortung in keinem Falle ablehnen würde. Um aber der Gefahr zu begegnen, daß Sie »derartige Briefe,

wenn sie nicht irgendeine persönliche Unterschrift tragen, in Hinkunft ungelesen zurücksenden«, ist der vorliegende Brief wie die meisten, die der Verlag der Fackel mit der unverkennbaren Autorisation durch den Herausgeber absendet, von der mit dessen Absichten wohlvertrauten Verlagsleiterin unterzeichnet, der natürlich niemals zugemutet werden könnte, formale Beleidigungen weiterzugeben. Wir wissen nicht, welche Art der Verantwortlichkeit Sie sonst anzusprechen wünschen, aber jede andere teilt die körperliche Person, die den Brief unterzeichnet, mit dem Herausgeber, der ihn veranlaßt, jedoch über dieses Maß einer persönlichen Verbindung mit dem Adressaten selten hinauszugehen pflegt. Wir erteilen diese Auskunft selbstverständlich nur in der Annahme, daß Sie mit der körperlichen Person nichts anderes als eine sichtbare und individuell juristisch erreichbare – im Gegensatz zu der »juristischen Person« im technischen Sinne – gemeint haben und nicht etwa den Gedanken fortspinnen wollten, den Sie in der Verteidigung des Falles Pöffel angeregt haben: daß nämlich der polemischen Feder der Revolver adäquat sei, und wäre es selbst der des Erpressers. Wir hoffen, daß Ihnen diese Auskunft bezüglich der Verantwortlichkeit genügen wird, um die Entgegennahme unseres meritorischen Bescheides zu ermöglichen.

Zunächst müssen wir Ihren freundlichen Glückwunsch zu unserer Entdeckung, daß dieselbe Nummer einer Zeitschrift redaktionelle Anzeigen und bezahlte Annoncen derselben Bücher enthält, als durchaus unverdient abweisen – bei weitem weniger verdient als die Annoncengelder, die durch diese Einrichtung erworben werden. Wir glaubten hier so wenig eine Entdeckung zu machen wie einer, der die Tatsache erwähnt, daß es Amerika gibt. Dagegen müssen wir Ihnen gestehen, daß uns Ihre Bereitwilligkeit, uns »wie jedermann« eine Erklärung der Tatsache oder des Umstandes zu geben, »wenn wir uns dafür interessieren sollten«, außerordentlich erfreut. Natürlich interessieren wir uns dafür und sind schon sehr gespannt, wie einmal von fachlich berufener Seite eine Erklärung des Umstandes erfolgen

mi wird. Seit über dreißig Jahren suchen wir ja eben diesem  
151 Phänomen auf den Grund zu kommen und tappen im Dun-  
-15 keln. Oft und oft waren wir versucht, das Trachten nach  
-15 Rebbach als plausiblen Sinn der Einrichtung zu erkennen,  
-15 wobei wir sogar von der Meinung ausgingen, daß der Lite-  
-15 raturteil der meisten Zeitschriften nur als Chance der An-  
-15 noncenrubrik gedacht sei, wie wir ja auch der Ansicht zu-  
-15 neigen, daß der Textteil der Tagespresse ein Vorspann des  
-15 Inseratengeschäftes sei (wie es sich so klar im Falle Pöffel  
-15 auf gezeigt hat). Dieses Vorurteil des Herausgebers der Fackel  
-15 haben wir, der Verlag, auch nicht besiegen können, als wir  
-15 für unsere eigenen Verlagswerke zur Annoncierung in Lite-  
-15 raturblättern aufgefordert wurden mit dem Aviso, daß die  
-15 Annonce zu erhöhter Wirkung gelangen, werde, weil in der  
-15 gleichen Nummer eine Kritik erscheine. Da wir die Verlage  
-15 der Zeitschriften – deren Redaktionen im Gegensatz zu der  
-15 Ihrigen ahnungslos schienen und vielleicht eine Entdeckung  
-15 gemacht hätten –, da wir also die Verlage fragten, warum  
-15 sie so handelten, und auf die mögliche Kompromittierung  
-15 des redaktionellen Urteils aufmerksam machten, erwiderten  
-15 sie uns, sie handelten bei selbstverständlich strenger Tren-  
-15 nung des redaktionellen vom administrativen Teile so, weil  
-15 die Buchverleger für die Eröffnung der Gelegenheit dankbar  
-15 seien. Wir möchten uns der Erwartung hingeben, daß Sie –  
-15 von dem wir nun endlich doch erfahren werden, was es da-  
-15 mit für eine Bewandnis habe, wie Hannele »was das Ster-  
-15 ben ist« – daß Sie eine so hausbackene Erklärung, die doch  
-15 unser Vorurteil eher bestärken als entkräften könnte, nicht  
-15 gebrauchen, vielmehr um eine andere keineswegs verlegen  
-15 sein werden. Wir werden die »Erklärung des Umstandes«  
-15 so gern annehmen, wie Sie sie uns geben wollen, und danken  
-15 Ihnen im Voraus bestens.

-15 Was Ihren Wunsch nach dem Heft der Fackel mit dem  
-15 »Schopenhauer-Zitat anlangt, so scheinen Sie Unrecht zu tun,  
-15 »Recht und Pflicht eines Zeitschriftenverlages in der Mög-  
-15 lichkeit zu erschöpfen, einen erhaltenen Auftrag entweder  
-15 auszuführen oder abzulehnen«. Zeitschriftenverlage pflegen

doch, wie wir oben erwähnt haben, bei aller strengen Trennung vom redaktionellen Teil häufig über dessen Absichten mit den Interessenten zu korrespondieren und Aufträge nicht nur auszuführen, sondern sich auch um deren Erteilung zu bewerben. Warum soll unser Verlag, der in diesem Punkt freilich sein Ressort nicht überschreitet, nicht auch redaktionell interessiert sein und sich mit seinem Auftraggeber, der nicht Nr. soundsoviel verlangt, sondern die Nummer mit dem Schopenhauer-Zitat, nicht über seine Wünsche unterhalten? Wenn Sie uns nun mitteilen, daß Sie nicht die Absicht haben, mit der Verwendung dieses Zitates den Bekämpfern der Zörgiebel und Schober in die Arme zu fallen, so gehen wir darauf ein, indem wir Ihnen sagen, daß es uns zwar freut, aber daß »diese einfache Information« uns dennoch nicht genügt, »um uns der von Ihnen erbetenen Bemühung zu unterziehen«. Da Sie nun zwar dem Verlag, jedoch nicht »irgendeiner Privatperson, z. B. dem Herausgeber der Fackel, wenn er sich dafür interessieren sollte«, die Auskunft über Ihre »Absichten mit dieser Nummer« verweigern – die »jedermann«, außer der Verlag der Fackel, erfahren könne –, so teilen wir Ihnen mit, daß unser Interesse eben das des Herausgebers der Fackel ist und daß eine unterstützungswürdige Absicht wie etwa die in unserm Antwortschreiben dargestellte ihn bewegen wird, die Hervorsuchung des Heftes anzuordnen.

Die gleiche Bereitwilligkeit der Erteilung einer Auskunft an Herrn Karl Kraus nehmen wir in seinem Namen für die Angelegenheit des »Widmungsexemplares« in Anspruch. »Reichenschaft« fordert er von Ihnen keinesfalls. Es ist das Recht des Bibliophilen, in ein Buch, das er erworben hat, eine handschriftlich signierte Photographie, die er besitzt, einzukleben; nur daß eben das Gerücht, es gebe ein Widmungsexemplar einer Ausgabe von »Sittlichkeit und Kriminalität«, die mit einem Bild erschienen sei, von Fall zu Fall auf den Ursprung einer Liebhaberhandlung zurückgeführt werden muß – weil es sich eben, wie Sie mit Recht hervorheben, »an

einen Tatbestand geknüpft« hat (dessen Loslösung freilich am besten mechanisch erfolgen würde).

Ihrer freundlichen Auskunft in den berührten drei Punkten, besonders aber im ersten – des Annoncenproblems – mit Interesse entgegensehend,

zeichnen wir

Der Verlag der Fackel  
(Unterschrift)

Den 15. März 1930

Verlag

»Die Fackel«

Wien

Ich bekenne mich zu Ihrem Schreiben vom 1. März. So leicht es mir ist, Ihre erste Frage zu beantworten, so bedürfen die Anfragen, die Sie mir von Karl Kraus übermitteln, einer ausführlichen Erwiderung. Ich bin aber gerade jetzt mit Arbeit überlastet und bitte daher, zu entschuldigen, wenn sich die Antwort verzögert.

Willy Haas

Den 25. April 1930

An den

Verlag »Die Fackel«

Wien

Mein Redaktionskollege hatte einen Unfall, ich selbst war wochenlang mit Arbeit überlastet; daher bitte ich die Verzögerung zu entschuldigen. Daß ich Ihnen ein Rätsel lösen kann, nach dessen Lösung Sie seit dreißig Jahren suchen, glaube ich nicht. Ich kann Ihnen nur den Vorgang schildern, der zu dem von Ihnen berührten Umstand führt:

Daß manchmal in der »Literarischen Welt« zugleich mit den redaktionellen Besprechungen gewisser Bücher bezahlte Annoncen derselben Bücher erscheinen, das ist aus dem einfachen Grunde möglich, weil wir unserm Annoncenvertreter ein Verzeichnis jener Bücher geben die voraussichtlich in der nächsten Nummer besprochen werden, und weil er dann diese Tatsache den einzelnen Verlagen mitteilt. Da beim Umbruch der Nummer mir oder meinen Redaktionskollegen noch nicht bekannt ist, welche Inserate in die betreffende Nummer kommen (unser Annoncen-Vertreter gibt uns nur bekannt, welcher Raum für Inserate frei bleiben soll und setzt dann diese selbständig ein) so kann von einem mehr als rein bürokratischen Zusammenhang zwischen dem redaktionellen und administrativen Teil dieses Vorgangs nicht die Rede sein. Ganz



abgesehen davon, daß ja unser Annoncen-Mann nur die Buchtitel kennt, und selbst diese erst zu einer Zeit, in der die dazugehörigen Besprechungen bereits fertig eingerichtet in die Druckerei geschickt worden sind.

Ich fürchte keineswegs, wie Sie andeuten, daß durch diesen Umstand der redaktionelle Teil kompromittiert wird – und wenn ich es fürchtete, so würde mir diese Furcht nicht viel bedeuten. Ich würde mich nur dann fürchten, wenn ich irgend einem Mitarbeiter der »Literarischen Welt« jemals die leiseste Andeutung darüber gemacht hätte, daß ein Buch günstig oder ungünstig zu rezensieren sei. Da das aber nicht der Fall ist, so habe ich einen Stab von unverdächtigen – mir zum Teil persönlich ganz unbekannt – Zeugen, die jeden etwa ausgesprochenen Verdacht, jene Annoncen hingen mit diesen Kritiken anders als durch die bloße Tatsache eines formellen administrativen Aktes zusammen, durch die wahrheitsgemäße Angabe entkräften würden, daß jeder Mitarbeiter der »Literarischen Welt« jedes beliebige Buch sich zur Besprechung reservieren lassen kann. (Eine Ausnahme findet nur dann statt, wenn für ein Werk von ganz speziellem Charakter, etwa für ein wissenschaftliches Werk, ein Spezialist oder ein besonderer Kenner der Materie als Kritiker von der Redaktion vorgesehn und spontan aufgefordert wird.)

*Anmerkungen*

Wie sehr es unmöglich ist, im Widerstreit der Meinungen jeder einzelnen Beschwerde, Ermahnung, Befürchtung oder Verdächtigung in dieser Hinsicht stattzugeben, beweist mir u. a. der Umstand, daß sich ein Autor unlängst bei mir darüber brieflich beschwert hat, sein Buch sei in der »Literarischen Welt« nur deshalb ungünstig rezensiert worden, weil der Verleger in derselben Nummer das Buch annonciert habe: damit die Redaktion der »Literarischen Welt« nicht den Anschein eines Zusammenhanges zwischen der bezahlten Annonce und einer etwa günstigen Kritik erwecke. Wenn es zwei so diametral entgegengesetzte Gründe gibt, den erwähnten administrativen Umstand zu verdächtigen: dann scheint mir die ganze Besorgnis hinfällig zu sein. Denn entweder ist es beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft günstige Kritiken entsprechen: dann wäre freilich die Redaktion korrupt; oder es ist beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft ungünstige entsprechen: dann wäre sie albern. Da aber mit einigem bösen Willen Beides bewiesen werden kann, weil für Beides Tatsachen zu finden sind: so scheinen mir beide Beweise widerlegt und somit auch die Schlüsse, die daraus gezogen werden können.

Da »Die Literarische Welt« ohne bezahlte Anzeigen nicht existieren könnte, so muß ich mich mit dem Bewußtsein begnügen, daß ich mich um die Annoncen nicht kümmere. Ob die bezahlten Annoncen in derselben Nummer oder in einer anderen erscheinen, ob das Letztere am Ende wirklich hübscher aussähe, als das Erstere: darauf möchte ich schon deshalb keine Rücksicht nehmen, weil derselbe Verdacht, nur in etwas veränderter Form doch in jedem der beiden Fälle erhoben werden kann.

und weil ihn zu hegen oder nicht zu hegen in jedem Fall nur von dem persönlichen Vertrauen oder Mißtrauen abhängt, das der Leser der »Literarischen Welt« dem Herausgeber entgegenbringt, – abgesehen von dem jedem nicht Böswilligen sichtbaren Gegenbeweis, daß ja in jeder Nummer mindestens die Mehrzahl der Besprechungen weder in der gleichen noch in einer späteren Nummer von Inseraten begleitet ist.

Ich möchte durch diese Ausführungen nicht den Anschein erwecken, als hätte ich in einer zweideutigen Sache zu verteidigen; ich möchte nur eine Angelegenheit mit jener Ausführlichkeit besprechen, die die Anfrage und ihr Urheber für sich fordern darf.

Daß die Annoncenwerbung um eines materiellen Vorteils willen geschieht, ist unleugbar; daß dieser Vorteil zwar dem Wortlaut, nicht aber dem Sinne nach richtig mit dem Worte »Rebbach« zu übersetzen ist, darf ich gleichwohl hinzufügen. Denn einen »Rebbach« hat die »Literarische Welt« leider noch niemals gemacht. Sie arbeitet heute, wie immer, ohne jeden Überschuß und verteilt das, was sie einnimmt, restlos und ziemlich gleichmäßig an alle ihre literarischen Mitarbeiter.

Ich möchte nun auf die übrigen Fragen Ihres Briefes eingehen: Die betreffende Nummer der »Fackel« brauche ich, weil ich mir eine vollständige Übersicht über die politische Haltung der »Fackel« verschaffen will. Mein – sonst gutes – Gedächtnis und meine ziemlich genaue Kenntnis der »Fackel« seit ihrer Gründung überhebt mich nicht der Verpflichtung, dabei diesen und jenen Beitrag, der mir als besonders charakteristisch in Erinnerung ist, nochmals nachzulesen.

Einen äußeren Zweck verfolge ich nicht. Die erste Veranlassung war der Beginn der letzten Polemik Ihres Herausgebers gegen Kerr. Der Wunsch, hier vollständig klar zu sehen und genau abzuwägen, führte schließlich dazu, in meiner Erinnerung über die politischen Wandlungen Ihres Herausgebers sozusagen »Inventur zu machen«. Es gibt ja im Falle Ihres Herausgebers kaum ein Einzelproblem, das anders als im Zusammenhang mit seinem Gesamtcharakter zu lösen wäre.

Damit hatte ich aber den aktuellen Anlaß so weit aus den Augen verloren, daß ich ihn einstweilen nicht mehr einholen kann. An diesem leidigen Umstand können auch die Andeutungen in der »Fackel«, die mich an ein etwas voreilig den Lesern der »Literarischen Welt« gegebenes Versprechen erinnern, nichts ändern. So wahr ich das Verlangen habe, in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der »Fackel« darzustellen, so wahr wird das in absehbarer Zeit aus inneren Gründen wohl nicht geschehen können. Ich kann also meinen Wunsch nach dem Besitz jener Nummer nur mit dem fast identischen Wunsch begründen, den darin enthaltenen Artikel wieder zu lesen; jedenfalls nicht mit der Absicht, irgendein bestimmtes Material zu einem bestimmten aktuellen Zweck zu sammeln; denn diese Begründung entspräche nicht der Wahrheit. Ich nehme keinen Anstand, mich

auch dem Verlage der »Fackel« gegenüber in dieser Sache offen auszusprechen, darf aber ersuchen, diesen Teil der Antwort als privat zu betrachten. Denn er deutet in gewissem Maße ein Dilemma an, das ich nicht weiter preisgeben wünsche.

Was nun die dritte Angelegenheit betrifft, so bin ich leider heute nicht mehr in der Lage, das betreffende Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität«, das ich unter besonderen äußeren Umständen vor Jahren preisgegeben habe, wieder in meinen Besitz zu bringen, und kann nur den Herausgeber der »Fackel« bitten, diese Preisgabe nicht als einen Akt der Pietätlosigkeit gegenüber einer seinerzeitigen Äußerung persönlichen Wohlwollens aufzufassen. Sie hatte vielmehr einen anderen, für mich zwingenden, aber ganz privaten Grund. Ich kann und werde ferner den jetzigen Besitzer ersuchen, in jedem Falle, in welchem er dieses Buch vorzeigt oder verleiht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß ich die Photographie in das Buch geklebt habe.

Ich bitte der Dame, die den letzten Brief unterschrieben hat, zu versichern, daß ich sie keinesfalls weder klagen noch erschießen werde. Ich bitte ferner die Dame darauf hinzuweisen, daß ich meine Stellungnahme im Falle Pöffel öffentlich in der »Literarischen Welt« aus freiem Willen widerrufen habe, als ich, etwa 14 Tage später, die näheren Umstände jenes Mords erfuhr. Die betreffende Nummer der »Literarischen Welt« steht dem Verlag – und zwar ohne jede nähere Begründung – zur Verfügung. Wenn ich behauptet habe – und noch jetzt behaupte – daß leichtfertige Polemik (um die es sich im Fall Pöffel nicht handelte) gegebenenfalls mit dem Revolver beantwortet werden sollte: so glaubte ich mich nicht in Konflikt mit einem Verlage, in welchem die Satiren über den »Polemiker« Bekessy erschienen sind.

Ich bedaure ferner, daß dem Verlage meine geringe Schätzung des alten Liebknecht mißfallen hat; doch beruht diese mäßige Schätzung seines Geistes und seiner politischen Begabung nicht nur auf meiner schwachen Autorität, sondern auf der weit größeren seines engsten und bewundernten Freundes: Karl Marx.

Willy Haas

(Karte)

An den Verlag »Die Fackel«

Wien

Ich bitte ergebenst um Mitteilung, ob ich nun die Nummer, über die unsere Korrespondenz geführt wurde, bekommen soll.

Im Anschluß an diese Korrespondenz möchte ich noch folgendes hinzufügen: Wir sind uns wohl darüber einig, daß dieser Briefwechsel keine einfache Mitteilung von Tatsachen darstellt, sondern eine urheberrechtlich geschützte Leistung. Ich sage das nicht, um die Publizierung oder den öffentlichen Vortrag dieses Briefwechsels zu verbieten. Ich kann

aber nur dann einwilligen, wenn unsere Briefe geschlossen und vollständig veröffentlicht, bzw. vorgetragen werden.

Den 30. Juni 1930

Willy Haas

An den

Verlag der »Fackel«

Wien

Da mein letzter Brief und meine Postkarte ohne Antwort geblieben sind, darf ich annehmen, daß Sie mir die gewünschte Nummer der »Fackel« nicht heraussuchen werden. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diesen Entschluß nicht mehr bloß auf den mit dem Heraussuchen der Nummer verbundenen Zeitverlust zurückführe – Sie hätten diesen Zeitverlust gewiß als Äquivalent für den Zeitverlust, den mich der Briefwechsel mit Ihnen gekostet hat, aus ziviler Höflichkeit auf sich genommen – sondern auf den positiven Willen, mir die Nummer nicht zugänglich zu machen.

Da Ihr Herausgeber, wenn ich recht informiert bin, bereits Teile dieses Briefwechsels öffentlich vorgetragen hat, wiederhole ich vorsorglich, zur Vermeidung rechtlicher Konflikte, nochmals die Bedingung, daß meine Zuschriften nur vollständig und geschlossen – d. h. ohne Zwischenbemerkungen – publiziert oder vorgetragen werden sollen.

Willy Haas

An die

Literarische Welt Verlags-Ges. m. b. H.

Berlin W. 50, Passauer-Straße 34

Herrn Willy Haas

Der Unfall eines Redaktionskollegen und Arbeitsüberbürdung haben Ihr Antwortschreiben vom 25. April verzögert, das unsere, wie wir gestehen müssen, nur Saumseligkeit. Denn keiner der vielen satirischen Anlässe, die der Zeitabschnitt darbot, hat sich dermaßen der Behandlung empfohlen. Aber wie das oft geschieht: die private Erheiterung, die wir Ihrer ausführlichen Darstellung des Inseratenproblems der »Literarischen Welt« verdankten, überwog die

Lust, Ihnen bündig zu sagen, daß der Versuch, uns blöd zu machen, zum Scheitern verurteilt ist. Etwas Besonderes hebt man sich immer gern auf (wobei wir das Vergnügen nicht in Abrede stellen wollen, Sie in der Zwickmühle, in die Sie sich gedrängt haben, ein wenig warten zu lassen), so vergeht die Zeit, der Sommer kommt ins Land, bis wirklich und wahrhaftig eine Mahnkarte von Ihnen eintrifft, mit der Sie – bewährter Verschieber von Entscheidungen, auf die man wartet – den Abschluß »unseres« Briefwechsels urgieren. Wegen der autorrechtlichen Bedenken möchten wir Sie beruhigen. »Wir« sind uns zwar nicht »darüber einig, daß dieser Briefwechsel eine urheberrechtlich geschützte Leistung vorstellt«, aber wir danken Ihnen jedenfalls für die Erlaubnis, ihn unter der Bedingung zu veröffentlichen oder vorzutragen, daß »unsere Briefe« geschlossen und vollständig veröffentlicht, bzw. vorgetragen werden. Wir vermuten zwar, daß Sie nichts dagegen hätten, wenn wir uns auf die Veröffentlichung Ihrer Briefe beschränken wollten – die sich ja schon im Vortragssaal als die ungleich wirkungsvollere Partie erwiesen haben –, aber wir versprechen Ihnen, daß wir im Fall der Drucklegung auch nicht einen Satz aus »unseren« Briefen entfernen oder verändern würden. Warum dies Mißtrauen gegen so alte Nachdrucker? Ganz wie bei den Schriftsätzen des Kerr, der sich auch unnötige Sorgen gemacht hat, soll kein Jota verloren gehen. Dies unser Vorhaben (von dem wir freilich nicht wissen, ob innere Gründe uns die Ausführung in absehbarer Zeit gestatten werden) wird leider ein wenig erschwert durch den unleugbaren Widerspruch, in dem sich Ihre prinzipielle Genehmigung mit einer Stelle Ihrer Antwort vom 25. April befindet. Sie versuchen da nämlich, einen integrierend wichtigen Teil dieser Antwort, der Ihr »Dilemma« andeutet, »als privat zu betrachten«. Ganz abgesehen davon, daß es schwierig wäre, zugleich Ihre Bitte um Diskretion und Ihr Verlangen nach geschlossener und vollständiger Veröffentlichung zu erfüllen oder doch so zu erfüllen, daß wir weder dem Verdacht der Indiskretion noch dem der Unterschlagung ausgesetzt wären,

möchten wir Sie auch in diesem Punkte vollauf beruhigen. Wir denken gar nicht daran, uns mit Ihnen in einen privaten Briefwechsel eingelassen zu haben und Ihre Geständnisse über Dilemmen entgegenzunehmen, wir sind vielmehr gewillt, alles was Sie uns über Ihre publizistischen Entschlüsse oder Verzögerungen ans Herz legen, als eine öffentliche Angelegenheit zu betrachten und zu behandeln. Wir sagen Ihnen rund heraus, daß wir mit Ihrer »Literarischen Welt«, wenn wir schon mit ihr den Briefwechsel führen, in den Sie sich mit uns eingelassen haben, kein Redaktionsgeheimnis zu teilen wünschen, auf die Gefahr hin, von Ihnen der Illoyalität geziehen zu werden. Diesen Ausweg wollten Sie sich in der Wirrnis, in die Sie durch eine übermütige Zeitschrift geraten sind und die Sie jetzt weit mehr bedrückt als Ihr Dilemma, ohne Zweifel offen halten, und wir möchten Ihnen lieber dabei behilflich sein, als Ihnen mit Diskretion in einer Sache beizustehen, die so wenig eine Privatangelegenheit ist wie die Gleichzeitigkeit Ihrer Annoncen und Ihrer Kritiken.

Zu Ihrer Aufklärung in diesem Punkte brauchten wir eigentlich nur zu bemerken, daß wohl selten die Komik eines Versuchs mit untauglichen Mitteln so beherzt in Erscheinung getreten sein dürfte. Daß Sie uns (und, wie Sie wissen, dem Herausgeber der Fackel) mit dem bewährten Trennungstrich zwischen Redaktion und Administration aufwarten, ist ein starkes Stück, das keineswegs durch die Unbefangenheit abgeschwächt wird, mit der Sie den harmlosen »Vorgang« schildern, wie Sie ihrem Annoncenvertreter ein Verzeichnis jener Bücher geben, »die voraussichtlich in der nächsten Nummer besprochen werden«, und wie er dann »diese Tatsache den einzelnen Verlagen mitteilt«. Natürlich ist es Ihnen – wiewohl Sie sich persönlich in Wien bei Verlagen umgetan haben – »beim Umbruch noch nicht bekannt, welche Inserate in die betreffende Nummer kommen«, und Ihr »Annoncen-Mann« (der sich eine diesbezügliche Neugier auch verbitten würde) kennt wieder nur die Buchtitel und selbst diese erst zu einer Zeit, wo »die

dazugehörigen Besprechungen« bereits fertig in die Druckerei geschickt sind. Schmonzes beiseite, bitten wir Sie, sich sagen zu lassen, daß der Annoncen-Mann, dem Sie ein Verzeichnis der zu besprechenden Bücher und dem die Verleger lieber zu einer günstigen als zu einer ungünstigen Besprechung Geld für die Begleitannoncen geben, zwar ein ganz reelles Geschäft hat – reeller als das der Redaktionen –, daß er aber die Geschäftspartner, die selbstverständlich in der Hoffnung zahlen, daß ihre Reklame gestärkt und nicht entwertet wird, anschmiert, wenn sie, denen er »mitgeteilt« hat, daß in der gleichen Nummer eine Kritik erscheinen werde, einen Tadel statt eines Lobes zu Gesicht bekommen, und daß die Ausübung redaktioneller Unabhängigkeit bei dem »rein bürokratischen Zusammenhang« zwischen dem redaktionellen und dem administrativen Teil »dieses Vorgangs« einfach ein Betrug ist an demjenigen, der für den administrativen Teil gezahlt hat. Wir wollen aber zu Gunsten Ihrer kommerziellen Ehre annehmen, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle auf die Ausübung der redaktionellen Unabhängigkeit verzichten und daß der reine Tor von einem Autor, der sich bei Ihnen »beschwert« hat, sein Buch sei nur deshalb ungünstig beurteilt worden, weil der Verleger in derselben Nummer annonciert habe, zu den Ausnahmen zählt. Sein Vorwurf ist sicherlich schon aus dem Grunde ungerecht, weil er sich doch durch Augenschein überzeugt haben mußte, daß Sie nicht grundsätzlich die Autoren ungünstig rezensieren, deren Bücher gleichzeitig annonciert werden und daß es von solcher Strafe für verlegerisches Unterfangen doch wohl Ausnahmen gibt. Wäre es anders, könnte sich ja die Institution nicht lange halten und der Annoncenmann würde einen generellen Hinauswurf zu gewärtigen haben – es wäre denn, daß die Verleger durch Furcht vor noch ungünstigeren Kritiken von dieser ultima ratio abgehalten wären. Es ist außerordentlich dankenswert, mit welcher Offenheit Sie uns in die ethischen wie ästhetischen Erwägungen, die Sie in dieser rein administrativen Angelegenheit leiten, Einblick gewähren. Sie »fürchten

keineswegs«, daß der redaktionelle Teil kompromittiert wird, weniger als das: selbst wenn Sie es fürchteten, so würde Ihnen »diese Furcht nicht viel bedeuten«. Denn stärker als diese Furcht ist doch das gute Gewissen, das Sie haben, weil Sie ja noch niemals einem Mitarbeiter »die leiseste Andeutung darüber gemacht haben, daß ein Buch günstig oder ungünstig zu rezensieren sei«, und jeder Mitarbeiter könne sich jedes beliebige Buch zur Besprechung »reservieren« lassen – mit Ausnahme der wissenschaftlichen Werke u. dgl. Sie haben ganz recht, so eine Ausnahme zu machen, und wir möchten Sie da gleich fragen, ob Ihr Blatt noch nie bei einem wissenschaftlichen Verlag mit dem Ersuchen um eine Annonce, für die schon der Platz reserviert sei, vorstellig geworden ist. Wir möchten Sie aber auch fragen, ob in Ihrem Umkreis noch nie etwa das Problem erörtert wurde, ob ein Werk nicht-wissenschaftlichen Charakters, dessen Verleger voraussichtlich »nicht annoncieren wird«, überhaupt zu besprechen sei. Sie verfügen über einen »Stab von unverdächtigen Zeugen«, die den Verdacht, die Annoncen hingen mit den Kritiken anders als »durch die bloße Tatsache eines formellen administrativen Aktes« zusammen, entkräften würden. Gewichtiger als diese Entkräftung dürfte die Aussage eines Stabs von Verlegern sein, am gewichtigsten die Frage, zu welchem Zwecke der formelle administrative Akt der Gleichzeitigkeit denn dienen soll, wenn nicht zur Hebung des Annoncengeschäftes. Sie begnügen sich den moralischen Anfechtungen gegenüber »mit dem Bewußtsein«, daß Sie sich »um die Annoncen nicht kümmern« – ein Bewußtsein, das Sie auf Ihrem Rundgang bei Wiener Verlegern hoffentlich nicht im Stiche gelassen hat und das Ihnen die Gleichzeitigkeit von Annoncen und Kritiken wohl immer wieder zur peinlichen Überraschung machen dürfte. Doch rücksichtslos wie Sie bei so reinem Bewußtsein sind, möchten sie darauf »keine Rücksicht nehmen«, ob die bezahlten Annoncen in derselben Nummer oder in einer anderen erscheinen und ob »das Letztere am Ende wirklich hübscher aussähe als das Erstere«. Es würde sicher-



könnte, vielleicht fürchten müßten, zwar den Lesern zu im-  
lich hübscher aussehen als der Satz, mit dem Sie Ihre Un-  
bekümmertheit bezüglich des Erscheinungstermins der An-  
noncen darlegen, um die Sie sich überhaupt nicht kümmern.  
Aber wir möchten Ihnen sagen, daß auch das zeitlich ge-  
trennte Erscheinen der Annoncen nicht hübsch aussähe, min-  
destens nicht solange sie auf Grund der Ankündigung des  
Annoncen-Mannes an die Verleger, daß Besprechungen er-  
scheinen werden, erworben sind. Denn solches hat eine un-  
abhängige Zeitschrift am wenigsten demjenigen mitzutei-  
len, der an der Besprechung am meisten interessiert ist. Ihre  
Art, sich logisch über allfällige Bedenken hinwegzusetzen,  
hat jedoch etwas weit Bestechenderes als die Art der Ver-  
leger, die dem Annoncenmann in der berechtigten Hoffnung,  
daß die Besprechung schon nicht ungünstig sein werde, An-  
noncengeld einhändigen. Anstatt aus dem Fall jenes einen  
Autors – den Sie im Stab Ihrer unverdächtigen Zeugen und  
zur Entkräftung des »etwa ausgesprochenen Verdachts« eines  
Zusammenhangs kaum brauchen könnten – den Schluß zu  
ziehen: daß selbst er den Zusammenhang herstellt und Sie  
beschuldigt, Sie seien durch Annoncengeld zum Tadeln be-  
einflußt worden, Sie hätten einmal ein Alibi erbringen wol-  
len; anstatt den Schluß zu ziehen, daß andere wieder von  
einer günstigen Kritik den andern Eindruck empfangen  
könnten, so daß unter allen Umständen die Gleichzeitigkeit,  
ja die bloße Geschäftsverbindung mit dem Verleger, dessen  
Buch besprochen wird, das Problem des Zusammenhangs  
eröffnet – anstatt den Schluß zu ziehen, den publizistischen  
Anstand gebieten würde oder doch Furcht vor einer Miß-  
deutung, die so naheliegt wie die Annonce der Kritik, be-  
ruhigen Sie sich mit einer logischen Raison, die schon das  
Geld wert ist, das jene einträgt. »Denn entweder«, sagen  
Sie, »ist es beweisbar, daß den bezahlten Annoncen oft  
günstige Kritiken entsprechen: dann wäre freilich die  
Redaktion korrupt«. (Wieso denn? Sie könnte doch bei einem  
rein bürokratischen Zusammenhang, bei dem »erwähnten  
administrativen Umstand«, nichts dafür. Oder sollten Sie  
sich, da jenes in der Tat beweisbar ist, mit diesem Argu-

ment etwas zu weit vorgewagt haben, in der Art, wie Sie bil-  
schon mit Ihrer ersten Zuschrift in ein Unternehmen einge-  
treten sind, das Ihnen niemals gelingen konnte?) »Oder«, von  
fahren Sie fort, »es ist beweisbar, daß den bezahlten Annon-  
cen oft ungünstige Kritiken entsprechen. Dann wäre sie (die  
Redaktion) albern«. Zunächst wohl untreu gegen den Ver-  
tragspartner, der, wenngleich die Bedingung einer günstigen  
Kritik nur in einem sogenannten »unsittlichen Vertrag« Platz  
finden könnte, doch einen moralischen Anspruch auf Erfül-  
lung der Hoffnung hat, die den Annoncenvertrag – den wir  
an sich für unsittlich halten – begleitet, und der selbstver-  
ständiglich nicht für die gleichzeitige Annullierung der Re-  
klame zahlen wird. Albern jedoch erschiene sie, die Redak-  
tion, darum mit Recht, weil sie sich durch häufige Untreue  
an den Verlegern, die in bestem Glauben gezahlt haben, ins-  
eigene Fleisch schnitte und die Verleger eben die Inserate  
einstellen würden. (Sollten Sie sich nicht auch mit diesem Ar-  
gument zu weit vorgewagt haben und ein reines Bewußt-  
sein, das solchem Kalkül immerhin Raum gibt, kompromit-  
tieren?) »Da aber«, schließen Sie, »mit einigem bösen Willen  
beides bewiesen werden kann, weil für beides Tatsachen zu  
finden sind: so scheinen mir beide Beweise widerlegt und  
somit auch die Schlüsse, die daraus gezogen werden kön-  
nen«. Vor allem der Ihre. Sie mögen durch ein Gebiet, von  
dem Sie zu wissen zugeben, daß es mindestens dem »Wider-  
streit der Meinungen« ausgesetzt ist, mitten durch »Be-  
schwerde, Ermahnung, Befürchtung und Verdächtigung« –  
die offenbar den Löwenanteil an Ihrer Redaktionskorrespon-  
denz haben – Ihren schnurgeraden Weg gehen, der sowohl  
zu den Verlegerkassen wie zur öffentlichen Meinung führt.  
Aber wer Sie begleitet, könnte doch auch fragen, warum Sie  
gegenüber allen den Anfechtungen von außen, denen ein  
reines Gewissen standhalten muß, nicht einfach das Mittel  
publizistischer Klarstellung dieser Dinge anwenden, um  
endlich Ruhe zu haben, und ob Sie denn, wenn Sie schlicht  
erklären wollten, daß die Gleichzeitigkeit von Annoncen  
und Kritiken deren Unbeeinflußbarkeit nicht alterieren

könne, vielleicht fürchten müßten, zwar den Lesern zu imponieren, aber die Verleger abzuschrecken. Bei allem Anteil an solchem Dilemma könnte man doch auch zu anderem Schluß als Sie selbst gelangen, nämlich daß »beide Beweise« zwar widerlegt »scheinen«, aber erbracht sind. Denn die »zwei Gründe«, den erwähnten administrativen Umstand zu verdächtigen, sind keineswegs so diametral entgegengesetzt, wie es Ihnen scheinen ~~will~~, und die »ganze Besorgnis«, die Ihnen hinfällig zu sein scheint, ist es in Wahrheit darum noch lange nicht. Es kommt in dieser handgreiflichsten aller Materien nicht so sehr auf logisches Geflunker an wie etwa darauf, einfach einen Jahrgang durchzusehen und darnach festzustellen, ob mehr günstige oder ungünstige Kritiken den Annoncen »entsprechen«, um endgültig zu eruieren, ob die Redaktion mehr korrupt oder mehr albern sei. Nicht einmal auf das »persönliche Vertrauen«, das der Leser der »Literarischen Welt« dem Herausgeber entgegenbringt, wollen wir uns Gottbehüte verlassen, und schon gar nicht auf den »Gegenbeweis«, daß »mindestens die Mehrzahl der Besprechungen weder in der gleichen noch in einer späteren Nummer von Inseraten begleitet ist«. Dieser Gegenbeweis mag ja »jedem nicht Böswilligen sichtbar« sein, aber einleuchten wird er doch nur jedem, der in dieser Kategorie auch ein Esel ist, denn speziell die Deutung dieses administrativen Umstandes hängt bei weitem nicht so sehr von dem persönlichen Vertrauen zum Herausgeber der »Literarischen Welt« ab als vielleicht davon, daß sein Annoncenmann mindestens in der Mehrzahl der Fälle Pech gehabt hat. Wie sein Auftraggeber mit dem Versuch, ausgerechnet uns mit dem Witz blöd machen zu wollen, mit dem auch schon mancher, dem man Bestechlichkeit vorwarf, als Gegenbeweis die Geringfügigkeit der Beträge oder die Unerlangbarkeit in der Mehrzahl der Fälle angeführt hat. Und ausgerechnet uns mit der Trennung der Ressorts zu kommen und mit dem reinen Bewußtsein, das die kritische Autorität unbefleckt erhält, wenn es doch gleichzeitig von der Hoffnung auf Korruption Geld empfängt, die zu enttäuschen unsauberer ist als zu er-

4 will,

füllen — uns, die wir die Korruption einer Presse, die un-  
verhüllt die redaktionelle Meinung als Ware feilbietet, für  
das weit geringere Übel halten als die Heuchelei einer »an-  
ständigen« radikalen Publizistik, bei der die linke Hand  
schreibt, ohne zu wissen, daß die rechte nimmt und selbst  
den weltanschaulichen Gegner nicht abweist. Sie dürften sich  
etwas davon versprochen haben, uns einmal ethisch zu kom-  
men; aber den Versuch, uns zu diesem Behufe auch logisch  
zu kommen, könnte auch Mitleid nicht vor dem Mißlingen  
bewahren. Und das wichtigste Argument: daß »die »Lite-  
rarische Welt« ohne bezahlte Anzeigen nicht existieren  
könnte« — weshalb Sie sich mit dem Bewußtsein begnügen,  
daß Sie sich um die Annoncen, von denen sie existiert, nicht  
kümmern — ist zwar ohneweiters glaubhaft, verfehlt aber  
aus dem einfachen Grunde seinen Eindruck auf uns, weil  
wir keineswegs davon durchdrungen sind, daß die »Lite-  
rarische Welt« existieren muß. Wie sie diese Existenz fristet,  
grenzt insofern ans Wunderbare, als der von uns vermutete  
Rebbach einerseits darauf reduziert erscheint, daß die »Lite-  
rarische Welt« heute, wie immer, »ohne jeden Überschuß  
arbeitet« und anderseits »das, was sie einnimmt, restlos und  
ziemlich gleichmäßig an alle ihre literarischen Mitarbeiter  
verteilt«.

Freilich mögen Sie persönlich durch die strenge Trennung  
der Filmproduktion von der Filmkritik zu dem Bewußtsein  
diszipliniert sein, daß auch der redaktionelle und der ad-  
ministrative Teil einer literarischen Zeitschrift nur in einem  
so rein bürokratischen Zusammenhang stehen, daß Sie  
sich um die Annoncen — über deren Ertragsfähigkeit hinaus  
— nicht zu kümmern haben. Stillvergnügt haben wir ja den  
Aufstieg eines Prager Anfängers durch die Sphäre jener  
Filminteressen zum Präzeptor Germaniae in geistigen Be-  
langen verfolgt und wir haben zunächst keineswegs die Ab-  
sicht, die Karriere anders als vielleicht durch den Abdruck  
Ihrer Briefe zu stören, da wir der deutschen Kultur ja alles,  
was sie sich bieten läßt, vom Herzen gönnen. Die Stellung,  
die Sie auf diese Art erlangt haben, berechtigt Sie nun ganz

gewiß, den Plan auszuführen, in den Sie uns einweihen: gelegentlich über die politischen Wandlungen des Herausgebers der Fackel »sozusagen Inventur zu machen«, wiewohl es in absehbarer Zeit aus inneren Gründen wohl nicht werde geschehen können. Ohne in das Gewissensgebiet, dem eben dies Dilemma entspringt, eingreifen zu wollen, sind wir im Gegenteil bereit, mit der Diskretion, die Sie für diese Partie Ihres Schreibens erbitten, der Frage auszuweichen, ob Sie besser täten, sich da Zeit zu lassen oder sich zu beeilen. Zweifellos wartet ja die ganze literarische Welt Deutschlands auf die letzte Entscheidung, die Sie über Wert oder Unwert des Werkes der Fackel zu fällen haben, welches, wie Sie mit Recht hervorheben, kaum ein Einzelproblem enthält, das anders als im Zusammenhang zu lösen wäre, wenn schon nicht in dem rein bürokratischen, der ja zwischen dem redaktionellen und dem administrativen Teil der Fackel nicht besteht, so doch mit dem Gesamtschaffen, dem beide Teile zugehören. Und wenn man schon so lange auf Ihre Entscheidung über das Einzelproblem des Kerr gewartet hat – so lange wie auf dessen Antwort und Abfuhr –, so sieht man Ihrem Urteil über das Gesamtschaffen der Fackel zwar mit noch größerer Ungeduld entgegen, aber auch mit dem Begreifen, daß gut Ding Weile braucht und daß Sie hier umsomehr zu tun haben, um »vollständig klar zu sehen und genau abzuwägen«, wie nur einer, der in den Weltkrieg zog. Darum wird es jedem verständlich sein, daß die Verzögerung bloß aus inneren Gründen erfolgt und nicht etwa darum, weil wir zwar zu den schlagenden Verbänden gehören, aber zu den nichtinserierenden Verlagen (weshalb Sie ja auch die Mitteilung an uns, daß eine Besprechung erscheinen werde, die in der nächsten Nummer voraussichtlich nicht erscheint, direkt und nicht durch den Annoncen-Mann vornehmen konnten). Unser eigener Eindruck von Ihrem Entschluß, gelegentlich, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, genau abzuwägen, sozusagen Inventur zu machen und in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der Fackel darzustellen; und andererseits wie-

der von Ihrer Ankündigung, daß dies, so wahr Sie das Verlangen haben, in absehbarer Zeit nicht geschehen werde – unser eigener Eindruck war ja freilich zunächst der von etwas, was man dort, woher Sie nach Deutschland gekommen sind, sozusagen Chuzpe nennt und von einer, die im Wechsel mit geduckter Angst noch mehr hervortritt. Dieser Eindruck wich aber bald dem einer gewissen Bescheidenheit, die mit dem Ausdruck »Inventur machen« freiwillig an den Ausgangspunkt einer richtiger gehenden Karriere zurückzugehen scheint, deren Bestimmungsort als Ziel andeutend aufs innigste zu wünschen und als verfehlt zu beklagen. Über die politischen Wandlungen des Herausgebers der Fackel, die Sie interessieren, mit denen er jedoch seinem Ausgangspunkt weniger untreu wurde und die zwischen diesem und dem heutigen Standort einen geringeren Widerspruch bemerken lassen, als eine mehr aufs Kommerzielle gerichtete Kulturbetrachtung wahrhaben will, möchten wir Sie beruhigen. Wenn Sie sich aber »eine vollständige Übersicht über die politische Haltung der Fackel« (die wir selbst, befangen wie wir da sind, überhaupt nicht wahrzunehmen vermögen) durchaus »verschaffen wollen«, so müssen wir Ihnen raten, Ihre Studien lieber in der Staatsbibliothek vorzunehmen. Denn da wir der Meinung sind, daß alles, was Sie der literarischen Welt zu sagen haben, überflüssig ist, ob es nun unsere oder welche Sache immer betrifft, so sind wir nicht gewillt, Sie in Ihrer Wirksamkeit noch durch Materiallieferung zu unterstützen. Wohl haben wir das Vorhaben, der Fackel »Widersprüche« nachzuweisen, für unterstützungsbedürftig erklärt; da Sie uns aber mit Recht darauf aufmerksam machen, daß es da kein Einzelproblem gebe, und wir uns derzeit mit der Hervorsuchung sämtlicher Widersprüche nicht befassen können, so sind wir nicht in der Lage, Ihnen »die Nummer« – ob Sie nun die mit dem Schopenhauer-Zitat oder die mit dem Liebknecht-Aufsatz meinen mögen – zu liefern. Wir begnügen uns damit, Ihre Absicht erraten zu haben, und geben Ihnen zunächst diesen einen Widerspruch – zwischen unserer scheinbaren Bereitschaft und unserer tatsächlichen

Weigerung – an die Hand. Das ist ein ganz schöner, handlicher Widerspruch, und zur Not könnten Sie sich ja etwa auch mit der nachweisbaren Tatsache behelfen, daß der Herausgeber der Fackel, der sich nicht genug tun kann, den technischen Fortschritt als einen fragwürdigen Ersatz für die Verluste, durch die er erkaufte wurde und die er bewirkt hat, zu verrufen, für seine Person sogar nicht davor zurückschrickt, sich auf Reisen des Aeroplans zu bedienen. Das mit den politischen Wandlungen ist eine eigene Sache und Sie täten nicht gut, sich da einzulassen. Die könnten, wenn man schon so flach ist, sie für solche zu halten, ganz legitim und ohne den Verdacht unlauterer Motive, wie der Unterwerfung unter eine herrschende Macht oder einen herrschenden Geschmack, erworben sein. Da kann man leicht fehlgehen. Was hätten Sie schon davon, der Tatsache, daß in der Fackel das Andenken des alten Liebknecht gegen eine Nichtswürdigkeit geschützt wurde, das Faktum zu kontrastieren, daß in derselben Zeitschrift vor dem Weltkrieg ein Ausspruch Schopenhauers gegen Barrikadenkämpfer zitiert war? Der alte Liebknecht stand der Fackel schon damals nahe und seine Verteidigung erfolgte in einer Zeit, in der die Fackel frei von dem Verdacht war, den sozialistischen Mächten zu schmeicheln, nachdem das Schopenhauer-Zitat in einer Zeit erschienen war, wo die damals herrschende Macht keinen unbeugsameren Feind hatte als die Fackel. Machen Sie sich doch nicht unnütze Mühe, wo Sie ohnedies so mit Arbeit überlastet sind. Auch möchten wir glauben, daß Ihre Ankündigung den Zweck, den sie hatte, bereits erfüllt habe, indem sie ihn verfehlt hat. Denn wir werden Ihnen – nach all der Ausführlichkeit, die die Knappheit des stilistischen Ausdrucks häufig erfordert – auf den Kopf zu sagen, was Sie gewollt haben. Sie dachten natürlich nicht im Traum daran, in einer ernsten, würdigen und sachlichen Form einige Etappen in der Geschichte der Fackel darzustellen, nichts läge Ihnen stagelgrüner auf. So wahr Sie das Verlangen haben, so wahr wird es in absehbarer Zeit nicht geschehen können. Da ist wirklich alles wahr: wir glauben Ihnen, daß

Sie das Verlangen haben, und noch mehr, daß es in absehbarer Zeit nicht geschehen wird. Aber Sie halten uns gewiß nicht für so dumm, daß wir Ihnen auch glauben sollten, Sie würden, bei aller Gewohnheit Verleger von bevorstehenden Besprechungen zu unterrichten, sich mit solcher Aufmerksamkeit an uns wenden und unsere Mitwirkung an dem Geschäft, selbst wenn es freundlich tendierte, in Anspruch nehmen. Was Sie vielmehr mit Ihrem tollkühnen, wenngleich rein administrativen Schritte wollten und was Ihnen mißlungen ist, ist das folgende: Die flüchtige Streifung Ihres Wirkensgebietes in der Fackel, provoziert durch die Verunehrung des alten Liebknecht, ist Ihnen sichtlich auf die Nerven gegangen. Da dachten Sie sich, daß eine unverfängliche Anfrage beim Verlag der Fackel nach der Liebknecht-Nummer und (im rein bürokratischen Zusammenhang mit ihr) nach jener mit dem Schopenhauer-Zitat, das den Verteidiger des alten Liebknecht bei Schwachköpfen kompromittieren könnte und dessen Erinnerung ihm darum heute unangenehm wäre, daß also ein solches Antupfen an eine wunde Stelle in Form einer rein administrativen Bestellung vielleicht Wunder wirken und dann Ruhe sein würde, nach der allerorts in der literarischen Welt geltenden Maxime: Tu du mir nichts, tu ich dir auch nichts. Sie haben sich den Verlauf wohl so gedacht, daß wir als Administration die bestellten Nummern stillschweigend senden oder, was noch günstiger für Sie gewesen wäre, Ihnen mit der Erklärung, sie seien vergriffen, aufwarten und, so oder so, die Redaktion der Fackel sich danach hüten werde, noch einmal an die Sphäre des Herrn Willy Haas zu rühren. Ertappt und die in der administrativen Gewandung phantastische Anfrage zu einem Briefwechsel entwickelt sehend, müssen Sie nun mit einer Ausrede durchhalten, die zu erfinden schon schwer war. Sie treiben also ein würdiges und sachliches Studium, für das Sie ausgerechnet unsere Mitwirkung haben wollten und, Schäker der Sie sind, präsentieren Sie sich uns als Herr mit ernsthaften Absichten, der über unsere politischen Wandlungen sozusagen Inventur machen will, was ja schon drin-



gend nötig ist und wofür wir uns gar keinen Geeigneteren wünschen könnten. Da Sie im Druckwesen nicht wenig bewandert sind, so wird Ihnen die Erscheinung bekannt sein, daß sich eine Petite zu einer Garmonde auswachsen kann. Was wir Ihnen, Historiker der Sie sind, von Ihrem Plan glauben, ist die Prophetie, daß er in absehbarer Zeit aus inneren Gründen nicht zur Ausführung gelangen wird, weshalb eigentlich Ihre Urgenz wegen der Nummer nicht ganz verständlich ist. (Von der wir überzeugt sind, daß Sie sie besitzen.) Die inneren Gründe dürften darin bestehen, daß Sie zwar, in der falschen Vermutung, der Herausgeber der Fackel gehöre doch an irgend einem Punkte der literarischen Welt mit ihren Danachrichtungen an, hinreichend Wagemut hatten, um ein Brieflein an den Verlag zu richten, aber sehr wohl wissen, daß die Inventur, die in Ihrem geistigen Lagerbestand vorzunehmen wäre, wohl nicht terminmäßig an Ihre polemischen Absichten gebunden ist, aber erfolgen würde, wenn Sie sich in so markantem Fall zu kritischen Repressalien erdreisteten – und nicht bloß »sozusagen« und als Metapher, sondern als handelsüblicher Vorgang: auf der Haben-Seite mit genauer Unterscheidung der Annoncensummen, die im Lauf eines Jahres neben günstigen und ungünstigen Kritiken verdient wurden, und gerechter Weise auch mit Anführung der nichterschiedenen Annoncen auf der Soll-Seite. Sie mögen demnach als den Hauptgrund unserer Weigerung, Ihnen die Nummer zu liefern, Furcht vor der drohenden Inventur annehmen. Er liegt in Wahrheit darin, daß Sie uns durch Eröffnung Ihrer Absicht daran erinnert haben, daß die Angelegenheit eigentlich doch nicht ganz im Bereich der literarischen Welt spielt.

Sie haben also mit der Annahme – die Sie in dem Schreiben äußern, das uns ereilt hat, während wir mit dieser Antwort beschäftigt waren – vollkommen recht: daß wir Ihnen die gewünschte Nummer der Fackel nicht heraussuchen werden. Sie gehen auch nicht fehl, wenn Sie diesen Entschluß auf den positiven Willen, Ihnen die Nummer nicht zugänglich zu machen, und nicht mehr bloß auf die Befürch-

tung des Zeitverlustes zurückführen, welchen wir, wie Sie gleichfalls mit Recht vermuten, aus ziviler Höflichkeit als Äquivalent für den Zeitverlust auf uns genommen hätten, den Ihnen der Briefwechsel mit uns gekostet hat. Wir müssen allerdings gestehen, daß wir unsere Zeit weit lieber an eben diesen gewendet haben als an das Heraussuchen der Nummer, da wir zwar ganz Ihrer Meinung sind, daß Ihre Antworten einen Zeitverlust bedeuten, jedoch unseren ungleich größeren Aufwand an Zeit keineswegs für verloren halten, sondern im Gegenteil für eine Kapitalsanlage. Ihre abermals geäußerte Sorge wegen Publikation und Vortrag der Arbeit, die Sie zu der so entstandenen Gesamtleistung beigetragen haben, können wir nicht eindringlich genug zerstreuen. Sie sind ganz richtig darüber informiert, daß der Herausgeber »bereits Teile dieses Briefwechsels öffentlich vorgetragen hat«, nämlich den ganzen, soweit er bis dahin vorhanden war. So könnten Sie auch erfahren haben, mit welcher Sorgfalt er hiebei Ihr Autorrecht gehütet hat. Wegen der Geschlossenheit einer etwaigen Publizierung oder eines fernerer und also umfassenderen Vortrags möchten wir Ihnen jede nur mögliche Garantie bieten, ohne freilich der Interpretation, daß ein Merkmal der Geschlossenheit im autorrechtlichen Sinne auch der Verzicht auf »Zwischenbemerkungen« wäre, beipflichten zu können. Wiewohl wir aber entgegen Ihrer vorsorglichen Warnung der Ansicht sind, daß wir vollauf berechtigt wären, jede nur beliebige Zwischenbemerkung zu Ihren Zuschriften zu machen, wollen wir Ihnen verraten, daß uns nichts ferner liegen wird, als Ihre Gedankengänge zu unterbrechen, deren Unversehrtheit uns sowohl im Interesse Ihrer Wirkung wie der unsrigen angebracht erscheint. Dagegen wollen wir, wie wir Ihnen bereits zugesagt haben, bezüglich der gewünschten Vollständigkeit noch über das Maß Ihrer autorrechtlichen Wünsche hinausgehen und auch die Stelle berücksichtigen, auf deren Abdruck Sie keinen Wert legen. (Jene von dem Dilemma, das Sie nicht weiter preisgeben wünschen, und wo Sie zwar keinen Anstand nehmen, sich dem Verlag der

Fackel gegenüber offen auszusprechen, aber die Aussprache als privat zu betrachten ersuchen.) Denn von dem wesentlichen Charakter dieser Stelle ganz abgesehen, wüßten wir mit dem besten Willen nicht, wie wir das Kunststück zustandebringen sollten, die Weglassung so vorzunehmen, daß sie weder dem Verdacht Raum gäbe, wir hätten etwas uns selbst Peinliches unterdrückt, noch auch der berechtigten Vermutung, sie entspreche Ihrem eigenen Bedürfnis nach Discretion. Wenn es Ihnen mit diesem ernst ist, so hätten Sie es sich überlegen sollen, bevor Sie sich in das Risiko des Briefwechsels mit uns einließen.

Daß Ihr Redaktionskollege einen Unfall erlitten hat, war schuld an der Verzögerung Ihrer Antwort. Aber diese selbst, und wenn nicht sie, so die unsere, wird Ihnen vielleicht zum Bewußtsein bringen, daß Sie selbst einen Unfall erlitten haben, der Sie auf noch längere Zeit hinaus mit Arbeit überlastet und Ihren Zeitverlust leider vermehrt hat. Schon die Schwierigkeit der Lösung des Annoncenproblems, der Sie sich unterziehen mußten, dazu die geringe Befriedigung, die diese bei uns hinterläßt, dürfte Sie den ungestümen Schritt bereuen lassen, sich über den eigenen Rayon hinaus für administrative Dinge zu interessieren und mit einem fremden Verlag anders als zum Zwecke der Annoncenwerbung in Fühlung zu treten. Sie haben sich – wenn Sie von der Ehre, die wir Ihnen durch einen Briefwechsel erweisen, absehen – doch nichts als Verdrießlichkeiten zugezogen, während hingegen wir sagen können, daß uns die Abwicklung der Angelegenheit besonders in einem Punkte befriedigt. Nämlich was Ihr Versprechen anlangt, dafür zu sorgen, daß jenes Exemplar von »Sittlichkeit und Kriminalität«, in das einst ein hoffnungsvoller Prager Gymnasiast die Photographie des Autors, für die er die Unterschrift erbat, nicht ungeschickt eingeklebt hat, auf seinen bibliophilen Ursprung zurückgeführt und als Widmungsexemplar dementiert werde. Der Mißbrauch dieser Photographie – der später in der literarischen Welt vielfach zu der Meinung geführt hat, es existiere eine Ausgabe von »Sittlichkeit und Kriminalität«, »die noch

das Bild des Autors hat«, und der Beweis hiefür sei eine Widmung des Buches an den Herausgeber der ›Literarischen Welt‹ – war weit mehr zu fürchten als jegliche Inventur oder selbst als die Möglichkeit, daß die Verlagsleiterin der Fackel, die die Briefe zu unterschreiben pflegt, geklagt oder erschossen werde. (Für alle Fälle – denn auf die Zusage, daß Sie sie »keinesfalls weder klagen noch erschießen« werden, ist wenigstens grammatikalisch kein Verlaß – unterschreibt sie diesen nicht; aber der Herausgeber, der ihn verfaßt hat und verantwortet, hofft trotzdem, daß Sie ihn zu Ende lesen werden.) Was Ihre Revokation der Verklärung des Revolvermannes Pöffel betrifft, so ist sie ja weit verständlicher als die Bereitschaft, uns eine Nummer Ihrer Zeitschrift – die uns bei weitem nicht so sehr interessiert wie Sie eine der unseren – »ohne jede nähere Begründung« zur Verfügung zu stellen. Sie meinten vielleicht: ohne jede weiteren Spesen, denn die Begründung liegt ja doch eben in dem ausgesprochenen Wunsch, uns von Ihrer Sinnesänderung über den Fall Pöffel zu unterrichten. Wenn Sie aber »noch jetzt behaupten«, daß leichtfertige Polemik statt mit begründeter (oder mit dem Mittel, das in Berlin »zum Kadi« führt) gegebenenfalls mit dem Revolver beantwortet werden sollte, so beweisen Sie nur, daß das eigentlich Empörende und Anwiddernde an Ihrer Stellungnahme im Falle Pöffel (in dem Satz, den wir aus dem Gedächtnis zitieren: »Aber da es einmal geknallt hat, so freue ich mich, daß es geknallt hat«) von Ihnen nicht widerrufen wurde. Wenn Sie sich nun mit dieser Auffassung »nicht in Konflikt mit einem Verlage glaubten, in welchem die Satiren über den ›Polemiker‹ Bekessy erschienen sind«, so gewährt der Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß wir gegen den Revolver des Bekessy zwar das Landesgericht, aber niemals den Revolver, zwar die Justiz, aber nie die Todesstrafe empfohlen haben, wohl auch eine Exemplifizierung dessen, was unter einer korrupten Redaktion zu verstehen ist und was unter einer mehr albernen. Bei der von Ihnen nicht widerrufenen Auffassung, daß leichtfertige Polemik den Tod verdiene, können Sie aber

von Glück sagen, daß Sie so oft mit dem Leben davongekommen sind; wiewohl Sie freilich in dem krassesten Fall: der Hinstellung des alten Liebknecht als eines konjunkturbeflissenen Preßjuden, der, um als solcher unerkannt zu bleiben, feige gegen einen Unschuldigen gehetzt habe, nichts mehr zu riskieren hatten. Auch der Vergleich Ihres dreisten Urteils über den Toten mit einer Briefwendung von Karl Marx über den Kampfgenossen und wie Sie selbst sagen, engsten Freund (der er doch bei analoger Gesinnung nicht hätte sein können), mit einer gelegentlichen Bemerkung, die zu zitieren Sie wohlweislich unterlassen – auch das Unterfangen, solche »Stellungnahme« nicht zu widerrufen, sondern zu übertrumpfen, gehört der Sphäre an, der wir die Kennzeichnung Ihres Entschlusses, über das Werk der Fackel Inventur zu machen, entnommen haben. Diese Kennzeichnung – mit dem Ausdruck Chuzpe – wäre jedoch allzu knapp gegenüber den Problemen wie der Persönlichkeit, um die es sich handelt, und der wir eine noch größere Ausführlichkeit nicht vorenthalten durften, als Sie uns selbst zugewandt hatten. Damit hoffen wir aber auch die von Ihnen mit Recht beanspruchte Einheit, Geschlossenheit und Vollständigkeit für unseren Briefwechsel erst hergestellt zu haben, dessen Veröffentlichung, falls sie in absehbarer Zeit aus inneren Gründen erfolgen sollte, natürlich unverkümmert erfolgen müßte, weil er keine einfache Mitteilung von Tatsachen darstellt, sondern eine urheberrechtlich geschützte Leistung und als solche – namentlich was die Trennung des redaktionellen vom administrativen Teil anlangt – seinen Platz neben Goethes Briefwechsel mit einem Kinde in der literarischen Welt behaupten dürfte. Vor diesem Schicksal könnte ihn keine Rücksicht auf ein Dilemma bewahren, in dem Sie sich nun etwa befinden mögen und das man außerhalb der literarischen Welt Scheißgasse nennt.

Der Verlag der Fackel